

# Krieger der Winde

## Teil 1 - Der Gesetzlose

Von Silver-DragonX

### Kapitel 5: Wahrheit?

Die Schlittenhunde bellten und jaulten zum Abschied. Hurdas Männer winkten ihnen noch eine ganze Weile nach, dann hörten Vill und Tsvirai die Peitschen knallen. Fast zwei Wochen hatte es gedauert, ehe der Schnee gewichen war. Der Landstrich, den sie jetzt betraten, war kahl und kalt. Kaum ein Baum oder Strauch wuchs hier, denn über die Jahrhunderte hinweg wurde dieses Land von Gletschern geformt und verändert. Ständig wehte ein eisiger Wind und es gab nur wenige Tage, an denen es nicht regnete. Die hügelige Gegend, das Ende der Berge im Westen, grenzte im Süden an Hurdas Barbarenreich. Die einzigen Tiere, die hier lebten, waren Hasen, Erdhörnchen, Füchse, Mäuse und eine seltene Wildhühnerart.

Tsvirai und Vill, in dicke Decken eingehüllt, erklimmen gerade einen kleinen Hügelkamm, als der Regen einsetzte. Schlagartig sank die Temperatur um mehrere Grad und Eis begleitete die dicken Tropfen. Der, mit dürrem Steppengras bewachsene, Erdboden war binnen Sekunden durchnässt, genau wie die beiden Reisenden.

Vill testete, ob er seinen Atem schon halten konnte, doch seine Hand wurde schnell rot und brannte. Durch die graue Wolkendecke drang matt die Sonne, doch ihre Kraft hatte dem schlechten Wetter nichts entgegenzusetzen. Sie schien einen bereits verlorenen Kampf zu kämpfen.

Stundenlang liefen Tsvirai und Vill durch die eisige Kälte, am ganzen Leib schlotternd, mit dunkelroten Nasen und Ohren. Vills Zähne klapperten wie ein teures Porzellangedeck nach einer heftigen Erschütterung.

Tsvirai haderte mit sämtlichen Göttern, die ihm in den Kopf schossen, und als er bei dem Dreißigsten angekommen war, da fand er endlich eine Felsformation, mitten in der Landschaft aufragend, ein Überbleibsel der letzten Eiszeit, wo eine Felsnase einen trockenen Unterschlupf bot.

Mühsam entzündete der Assassine, Hurda hatte ihnen reichlich Feuerholz mitgegeben, denn der Barbarenkönig kannte die Gegend und ihre Gefahren gut, ein Feuer. Wärmende Flammen leckten gierig nach dem Holz, das Licht schien die Kälte abzuhalten.

Unterdessen hatte Vill mehrere Felsbrocken gesammelt, die nun als Schemel und Tisch erhalten mussten. Gerade wollte es sich der junge Mann gemütlich machen, da fuhr Tsvirai herum, zog seine Klinge blank und presste die Spitze des Schwertes gegen Vills Kehle.

»Was soll das werden?«, fragte der Junge nervös und traute sich nicht zu schlucken,

denn dann würde er sich selbst die Kehle ritzen, so nah lag die Klinge des Schwertes an seinem Hals. Vill schaute seinen Gefährten ratlos, aber zugleich nervös und verängstigt an. Er fühlte, wie ihm der Schweiß auf der Stirn stand. Langsam hob er die Arme über den Kopf und versuchte, ein gespielteres Grinsen aufzusetzen.

Tsvirais Züge waren grimmig und eisern. Seine moosgrünen Augen funkelten zornig. Die Muskeln in seinem rechten Arm waren angespannt, bereit, schnell wie eine Schlange zuzuschlagen. »Wo hast du das Amulett her?«

Jetzt schluckte Vill doch und spürte, wie die Spitze der Klinge leicht in seine Haut drang. Ein Blutrinnsal lief ihm auf die Brust und hinein in das nasse Leinenhemd, das er unter dem dicken Wams aus Bärenfell trug. Hatte der Krieger ihn durchschaut? »Ich bin ein Kind des Mondes«, log er, »und jedes Kind hat ein Amulett.«

»Erzähle mir keine Märchen. Warum sollten die Mondkinder einen Jungen aufnehmen? Was haben sie davon? Du kannst ja nicht einmal kämpfen!«

Vill spürte erneut ein leichtes Stechen am Hals. »Ich bin sehr wichtig für sie und außerdem kann ich kämpfen!« Er versuchte überzeugt zu klingen, doch angesichts der Tatsache, dass ein Schwert ihn zu durchbohren drohte, war er sich nicht so sicher?

»Du kannst nicht kämpfen«, höhnte Tsvirai, zog das Messer aus Vills Gürtel und warf es ihm vor die Füße. »Kein Krieger läuft mit einem stumpfen Messer umher.«

Vill spürte, wie ihm der Schweiß jetzt über das Gesicht lief. Tsvirai starrte ihn unbeirrt an, als sei er eine leblose Statue. Seine Augen, die ein unheimliches Funkeln beherbergten, waren die Augen eines skrupellosen Mörders.

»Was soll das werden?«, fragte der Junge erneut, doch Tsvirai blieb versteinert.

Eine ganze Weile standen sie so, dann rührte sich der Assassine. »Ich will die Wahrheit wissen.«

»Die Wahrheit?«

Vill versuchte, ein heiteres Grinsen über die Lippen zu bringen, und seine Angst zu verbergen.

»Und jetzt erzählst du mir besser, was ich hören will!«

Vill schluckte erneut. Wieder spürte er einen leichten Stich im Hals. Wieder setzte er ein gespielteres Grinsen auf und hoffte, dass es überzeugend wirkte. Entweder war das Grinsen überwältigend oder Tsvirai hatte ihn durchschaut, denn er blieb wie versteinert.

»Woher hast du das Amulett?« Tsvirais Mund war der einzige Teil des Gesichtes, der sich bewegte. Er blinzelte nicht einmal, so ernst schien ihm die Angelegenheit zu sein.

»Ich bin ein Mondkind«, antwortete Vill und versuchte erneut, überzeugend zu klingen. »Jedes Mondkind besitzt ein Amulett.«

»Seit wann nehmen sie einen wehrlosen Burschen wie dich auf?«

Dieses Mal war das Grinsen ein erleichtertes. Jetzt hatte Vill die Regeln dieses Verhörs verstanden. »Das sage ich dir nicht. Du willst etwas von mir wissen? Dann erzähle erst einmal von dir. Außer deinem Namen weiß ich nichts über dich.« Scheinbar hatte diese Antwort gegessen, denn der Assassine blickte verunsichert zu Boden. »Ich kann zwar nicht kämpfen, aber ich bin nicht dumm.« Vill hatte mit der Fassung ringen müssen, doch jetzt war er sich so sicher wie noch nie. So sicher, dass er meinte, aus der Situation zu entkommen. »Wenn du mich jetzt tötest, dann erfährst du nichts. Erzähle von dir, dann rede ich.« Vill machte einen Schritt vor. Warum wusste er nicht. Erst im Gehen wurde ihm klar, dass dies seinen Tod bedeuten konnte. Doch Tsvirai reagierte, ging ebenso einen Schritt zurück und die Klinge lag noch immer am Hals des Jungen, so als hätten sie sich nicht bewegt.

„Er ist gut“, dachte Vill und tat noch einen Schritt. Wieder folgte Tsvirai und das

Schwert blieb an Vills Hals. Gerade wollte der Junge einen weiteren Schritt machen, da zog der Krieger die Klinge zurück und schob sie elegant in die schwarze Scheide aus Leder. »Ich lasse mich nicht so leicht austricksen, aber du hast mich überzeugt. Ich werde dir von mir erzählen.«

Innerlich jubelte der Junge. Er hatte es geschafft, die Situation zu seinen Gunsten zu drehen.

»Wie fange ich am besten an? Vielleicht erzähle ich dir zunächst, wer ich bin und woher ich komme.«

Vill nahm auf dem Felsbrocken platz, den er sich bereitgelegt hatte und legte weiteres Holz in das Feuer.

»Ich bin Assayer«, fing Tsvirai an, schwieg dann aber eine Weile.

Vill hatte schon von den Assayern gehört. Wenn man den Geschichten trauen konnte, waren sie die ersten Chronisten der Welt. Schon viele Jahre vor anderen Kulturen hatten sie eine eigene Schrift und die meisten Schriften der heutigen Welt basierten auf eben jener Schrift. Zudem waren sie geschickte Handwerker und Naturforscher.

»Mein Volk stammt aus dem Land Eurydka«, fuhr Tsvirai endlich fort. »Sie waren die ersten Chronisten und lebten vor allem in bergigen Regionen, im Wald oder auf der Steppe. Die Assayer waren ein stolzes Volk, das viele Neider hatte. Schon vor vielen Jahren wurden unzählige Kriege geführt und wegen der ständigen Bedrohung wurden schon die Jüngsten unter uns zu Kriegern herangezogen.« Tsvirai wühlte in seinem Rucksack herum und zog eine kleine Holzfigur hervor. Sie zeigte einen, mit Federn geschmückten Mann. »Unser Gott, Tukanan. Er bändigte den Wind und machte ihn zu unserer Gabe. Du musst wissen, dass die Assayer den Wind anbeteten. Uns wurde damals viel beigebracht. Nicht nur das Kämpfen, auch lernten wir viel in unseren Schulen, denn Wissen war eine Tugend.«

»Wieso redest du ständig so, als ob es die Assayer nicht mehr gibt?« Vill war aufgeregt. Er hatte bemerkt, wie schwer es Tsvirai fiel, über seine Vergangenheit zu reden.

»Du bist zu jung, um es zu wissen, aber die Assayer gibt es nicht mehr. Vor knapp einhundert Jahren, als dieses Land ein Flickenteppich bestehend aus Kleinststaaten war, da kam der Großvater des jetzigen Königs an die Macht. Er einte das Land, um es zu unterdrücken. Du kennst doch die Berge im Westen.«

Vill nickte. Natürlich kannte er sie. Sie waren hunderte Meilen von seiner Heimatstadt entfernt und bildeten die Grenze des Großkönigreiches.

»Dort lebten die Assayer. Auf der Ebene und im Wald davor und in den Bergen selbst. Der König wollte auch sie in sein Reich einbeziehen, doch die Assayer, von Natur aus ein Volk, das stets auf Freiheit besinnt war, weigerten sich. Somit erklärte der König ihnen den Krieg. Ich war damals keine zehn Jahre alt, als mein Vater mit den Männern meines Stammes in den Krieg zog. Keiner von ihnen überlebte die nächsten fünf Jahre, denn wer nach der entscheidenden Schlacht zurückkam, der wurde von den Soldaten des Reiches zu Tode gehetzt, gehängt oder öffentlich geköpft. Raubend, brandschatzend und mordend zogen die Soldaten durch unser Land. Sie ermordeten alle: Frauen, Kinder, Alte. Ich konnte ihnen entkommen, weil ich gerade im Wald spielen war. Als ich in mein Dorf zurückkam, fand ich nur noch brennende Ruinen und überall Leichen auf den Wegen.« Tsvirai legte wieder eine Pause ein, in der er deutlich hörbar schluckte. »Damals fand mich ein Soldat, doch er konnte mich nicht niederstrecken. Heimlich nahm er mich auf und er war wie ein Vater für mich. Einige Jahre später wurde er wegen Hochverrats hingerichtet. Seitdem lebe ich allein in dieser Welt. Aber warum erzähle ich dir das eigentlich? Die meisten kennen noch nicht

einmal meinen Namen.«

Vill war inzwischen so aufgeregt, dass er auf dem Stein hin und her wippte.

»Vielleicht liegt es daran, dass ich mich nicht mehr als Assayer fühle, vielleicht auch, weil meine Ausbildung nie abgeschlossen wurde. Wie auch immer. Jetzt erzählst du mir, was ich hören will.« Tsvirai richtete sein Schwert wieder auf Vill. »Wieso nehmen sie einen Burschen wie dich auf und bist du wirklich ein Kind des Mondes?«

»Ich bin wichtig für sie«, stammelte Vill, dem die Wendung des Gesprächs überhaupt nicht gefiel. Noch vor wenigen Augenblicken, so schien es zumindest, war der Assassine den Tränen nah und jetzt war seine Miene wieder erstarrt.

»Warum bist du wichtig?«

»Ich darf es nicht sagen.«

»Wo finde ich die Kinder des Mondes?«

Vill war überrascht, eigentlich hatte er erwartet, dass Tsvirai weiter nachhakte, aber dass er es einfach hinnahm, damit hatte er überhaupt nicht gerechnet.

»Wo finde ich die Kinder des Mondes?«, wiederholte der Assayer seine Frage, aber nicht, ohne mit dem Schwert ein bisschen nachzuhelfen. Vill spürte einen vierten Stich im Hals.

»In einer Stadt«, würgte er blitzschnell hervor. »Du musst in einer Stadt suchen.«

»Wie finde ich sie?«

»Sie finden uns. Ich muss nur das Amulett tragen, dann werden sie uns finden.« Innerlich betete Vill, dass er überzeugend klang, damit der Assayer die Lüge nicht erkannte.

»Die nächst größere Stadt ist Drheinsburg. Finde ich dort die Mondkinder?«

»Natürlich.« Woher sollte Vill das denn wissen. Erneut betete er, doch diesmal, dass es Mondkinder in dieser Stadt gab.

Zufrieden schob Tsvirai sein Schwert in die Scheide zurück. Er ließ sich auf einem Felsbrocken nieder und starrte ins Feuer.

Vill war erleichtert. Sein Herz raste noch immer wie wild, die vier Stiche im Hals spürte er nicht einmal mehr. Er ließ das Blut einfach laufen. »Darf ich dich etwas fragen?«

Der Assassine hatte inzwischen einen Brotkanten ausgepackt und kaute genüsslich darauf herum. »Sicher.«

»Wie ist es möglich, dass du den Krieg damals miterlebt hast? Du sagtest, dass du damals keine zehn Jahre alt warst.«

»Und?«

»Wenn der Krieg wirklich vor fast einhundert Jahren war, dann müsstest du jetzt einhundert Jahre alt sein oder sogar noch älter.«

Tsvirai grinste schelmisch. »Die Assayer rechnen die Jahre anders. Nach ihrer Rechnung bin ich etwas älter als vierzig. Das sind fast einhundert Jahre«, fügte er grinsend hinzu, als er Vills Verwirrung sah.

»Aber wie ...?«, brachte der Junge stotternd hervor.

»Assayer leben länger als normale Menschen. Ist die gute Luft in unserem Land. Nein, natürlich nicht«, sagte er und musste lachen, als er Vills verdutzten Gesichtsausdruck sah. »Ich weiß nicht, wieso Assayer länger leben.« Mit diesen Worten warf er Vill einen Brotkanten zu, suchte einen Verband, und verarztete die Wunden am Hals des Jungen.

Anschließend saßen sie noch eine Weile am Feuer und lauschten dem, noch immer strömenden, Regen.

Am nächsten Morgen brachen sie, nachdem sich der Regen endlich gelegt hatte, nach

Drheinsburg auf. Eine ganze Woche benötigten sie dafür, doch ihre Freude war umso größer, als sie endlich wieder in der Zivilisation angekommen waren.

»Da fällt mir gerade etwas ein«, sagte Tsvirai, als sie von einem Hügel aus auf die Stadt blickten. »Warum schlage ich mich eigentlich mit dir herum? Wäre es für mich nicht viel einfacher, wenn ich dir die Kehle durchschneide, mir das Amulett umhänge und die Kinder des Mondes suche?«

Kalter Schweiß stand Vill auf der Stirn, denn am Tonfall des Assayers hörte er, dass er es ernst meinte. »Die Mondkinder kennen ihre Brüder und Schwestern. Wenn jemand das Amulett trägt, der nicht zu ihnen gehört, dann töten sie ihn.«

Tsvirai grinste. »Schade«, sagte er so leise, dass Vill es nicht hörte.

Drheinsburg war ein kleines Städtchen, weit abseits anderer Städte. Die nördlichste Stadt des Königreiches lag an einem Fluss, der in Hurdas Land entsprang. Hier war er schon zu einem beachtlichen Strom herangewachsen, der die Stadt in zwei Hälften teilte. Da es das ganze Jahr über sehr kalt war und viel Regen fiel, waren die meisten Menschen Fischer oder übten ein Handwerk aus. Die meisten jedoch verdienten sich ihr Brot als Schiffer, die große Flöße den Strom hinunter und heraufziehen und die Waren in südlichen Ländern tauschten. Denn nirgendwo sonst gab es so viele Handwerksbetriebe, wie in Drheinsburg. Schmiede, Köhler und viele andere, die mit dem Bergbau zu tun hatten oder damit in Verbindung standen. Die beste Kohle des Königreiches wurde hier gefördert und auch die besten Waffen kamen von hier. Denn der Boden war reich an Erz- und Kohlevorkommen. Außerdem hieß es, zumindest im Süden des Königreiches, dass Drheinsburg ein Abkommen mit den Barbaren hatte.

Die meisten Häuser der Stadt waren, der Kälte wegen, aus festem Stein gebaut. Ging man die Straßen entlang, dann sah man überall die Wappen der verschiedenen Betriebe. Viele kleine Plätze und Höfe waren ins Stadtbild eingebaut und sollten als Sammelpunkte für Gesellschaften dienen. Obwohl es ziemlich kalt war und ein leichter Nieselregen eingesetzt hatte, herrschte auf den Straßen ein reges Treiben. Im Hafen hatte gerade ein Floß angelegt und brachte Früchte und Weizen aus dem Süden. Natürlich wuchsen auch hier Getreidesorten und Früchte an den Bäumen, aber es reichte nicht aus, um eine ganze Stadt satt zu kriegen. Im nahegelegenen Wald, um Drheinsburg herum fand man, wie in Hurdas Land übrigens auch, Bäume und Wälder, lebten größere Tiere wie Rehe und Bären, doch auch ihr Fleisch reichte nicht.

Tsvirai und Vill quartierten sich im Gasthaus »Zum Braunen Hirsch« ein und nahmen, zum ersten Mal seit fast zwei Wochen, eine vernünftige Mahlzeit zu sich. Anschließend gingen sie, mit dem Amulett um Vills Hals hängend, in der Stadt spazieren. Tsvirai kaufte dem Jungen bei einem Schmied ein Kurzschwert, denn er hatte eingesehen, dass er den Jungen noch brauchte. Auch übte er mit ihm das Kämpfen, damit er sich im Falle des Falles verteidigen konnte. Denn Drheinsburg war ein raues Pflaster, die Miliz korrupt und Banden herrschten in der Stadt.

An der langen Kaimauer blieben sie eine Weile stehen und starrten in die grauen Fluten des Flusses. Alles war in dieser Stadt grau. Die Häuser, die Straßen, das Licht, der Fluss. Einfach alles. Nur in den Häusern, an den Kaminen und um die Kerzen herum, erhielt das Leben Farbe. Selbst das Grün der Bäume war nicht wirklich grün.

»Wann finden sie uns?«, fragte Tsvirai, nachdem sie minutenlang in die Fluten geschaut hatten.

»Sie beobachten uns bereits«, log Vill, denn woher sollte er wissen, wann sie Kontakt aufnahmen.

Sie blieben noch eine Weile im Hafen, bei den großen Lagerhäusern, wo es immer

nach Fisch roch, aber nicht abartig, sondern angenehm, dann schlenderten sie zum Gasthof zurück und gingen auf ihr Zimmer. Auf dem Boden fanden sie ein weißes Kuvert. Der Abdruck eines Mondes war im Siegelwachs zu erkennen.

Mit schweißigen Fingern brach Vill das Wachs und zog das Pergament heraus. Behutsam faltete er es auseinander und las die Botschaft. »Sie wollen uns morgen treffen. Zur Mittagszeit bei der Scheune vor der Stadt. Wir sollen pünktlich sein und niemanden von dem Treffen erzählen.«

»Sehr gut.« Zufrieden ließ Tsvirai sich auf sein Bett sinken. Eine ganze Weile lag er noch wach und starrte aus dem einzigen Fenster ihres Zimmers. Er hörte Vills gleichmäßig gehenden Atem und musste grinsen. In Gedanken schärfte er sein Schwert und lockerte seine versteckten Dolche. „Mal sehen, ob sie dir deine Geschichte glauben werden, Vill. Wenn nicht, dann habe ich die richtigen Argumente, um mich herauszureden. Du auch?“ Mit einem Grinsen im Gesicht schlief er ein.